

**Verband lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen
in Deutschland e.V.**

in der Association of Lesbian and Gay Psychologists - Europe

Materialien

Heft 6

Manfred Edinger

**Homophobie als Stolperstein in der Entwicklung einer
schwulen Identität**

Vortrag auf einer Veranstaltung
des Schwulenreferats des AStA der Universität Bonn 1993

Materialien ist eine Schriftenreihe des VLSP e.V., die in unregelmäßiger Form erscheint. Bei den Materialien handelt es sich um Diskussionspapiere zum internen Gebrauch. Das Urheberrecht der Texte liegt bei den AutorInnen und/oder beim VLSP. Bestellungen an: VLSP Postfach 221330 D-80503 München

Homophobie als Stolperstein in der Entwicklung einer schwulen Identität

Vortrag von Manfred Edinger, gehalten vor dem AStA, Bonn

Homophobie ist ein Begriff, der sich aus Amerika kommend auch bei uns für die ablehnende Haltung gegenüber Homosexualität eingebürgert hat. Er wurde Anfang der siebziger Jahre von Weinberg und Williams in die breitere Diskussion gebracht. Allerdings ist er irreführend, da Phobie als psychologisches Konzept das bewußte Erleben von Angst in den Vordergrund stellt. Die meisten als homophob bezeichneten Menschen erleben aber aus einem diffusen Gefühl der Bedrohtheit heraus Ablehnung und Aggression gegenüber Homosexualität, wie etwa antihomosexuelle Gewalttäter (vgl. Edinger 1992). Insofern handelt es sich im psychologischen Sinn eher um eine paranoide Erlebensweise. Trotzdem verwende ich den Begriff homophob in Ermangelung eines ähnlich gut eingeführten, der den Sachverhalt exakter beschreiben würde.

Bekanntlich stellt Homosexualität in unserer Gesellschaft - im Gegensatz z.B. zur altgriechischen - keinen Wert dar. Sie ist auch nicht - wie in vielen orientalischen Kulturen - als sexuelle Betätigung vor der Ehe geduldet. Homosexuelles Verhalten gilt bei uns als Übertretung einer expliziten (§ 175) oder unausgesprochenen Norm, und Menschen, die sich zur Homosexualität bekennen, werden immer noch meist verabscheut oder bedauert. Der Sexualforscher Volkmar Sigusch schreibt: "Homosexualität ist generell unerwünscht. Nicht einmal reflektierte Sexualforscher möchten, daß ihr Kind homosexuell wird; und natürlich wollen es auch antiautoritär, alternativ oder links gestimmte Eltern nicht" (1989).

Homosexualität war in unserer Kultur lange ein Tabu, und deshalb weitgehend unsichtbar.

Heute erleben wir die Enttabuisierung und das allmähliche Sichtbarwerden von Homosexualität und Homosexuellen. Der Grund dafür ist die zunehmende Infragestellung der Aufspaltung aller Bereiche in männlich = aktiv, stark und gut, und weiblich = passiv, schwach und schlecht. Erst wenn klar ist, daß nicht automatisch die Stärkeren oder die Mehrheiten im Recht sind, können sich die Schwächeren und die Minderheiten zu Wort melden. Aber bevor dieses Bewußtsein entstehen kann, muß noch etwas anderes bewußt werden: Niemand ist nur aktiv und stark oder nur passiv und schwach. Jeder Mensch ist sowohl stark als auch schwach, aktiv und passiv. In dem Maße, in dem das ins Bewußtsein der Menschen zurückkehrt, in dem Maße kann auch sichtbar werden, daß z.B. Gewalt kein Zeichen der Stärke ist sondern ein Ausdruck der Angst vor den eigenen Gefühlen der Schwäche.

Das Problematische ist nicht, solche Anteile, solche Gefühle zu haben, das Problem entsteht durch die Wertung. Alle Menschen, insbesondere Kinder, sind von ihrer Umwelt abhängig. Wenn ein Mensch spürt, daß seine Umwelt einen Teil seiner Gefühle, bzw. die Äußerungen dieser Gefühle abwertet, wird er sie irgendwann selbst ablehnen. Damit wird der äußere Konflikt zu einem inneren. Um auch dem inneren Konflikt zu entgehen, gibt es nur noch die Möglichkeit, die unliebsamen Anteile aus dem bewußten Erleben zu verbannen.

So wird ein Junge, der gemäß einer Norm zu einem harten, konkurrenzfähigen Mann erzogen wird, vielleicht irgendwann aufhören zu weinen, Schmerz oder Mitleid zu empfinden, und er wird andere Männer vorwiegend als Konkurrenten erleben. Unsere Gesellschaft wird auch als

"Konkurrenzzgesellschaft" bezeichnet, weil sie geprägt ist von einer Wirtschaftsform, deren Grundlage der Wettbewerb ist. Die Teilnehmer an diesem Wettbewerb sehen sich zwangsläufig als Gegner, als Konkurrenten an: Wer besser ist, bekommt die Stelle, den Auftrag, mehr Geld usw. Bis vor kurzem war die Kehrseite dieses täglichen Kampfes die Familie. In ihr fand die Erholung statt, darum durfte es dort auch keine Konflikte geben. Diese Zweiteilung des Lebens hat vor allem deshalb funktioniert, weil mit Hilfe der zwei Geschlechter eine entsprechende Rollenverteilung stattfinden konnte: Der Mann geht hinaus ins feindliche Leben, die Frau ist zuständig für das Heim, für die Erholung des Mannes. Es entstand das Bild des aktiven Mannes und der passiven Frau. Dieses Bild ist die Grundlage des auf Konkurrenz angelegten Wirtschaftssystems und es durchdringt auch unser gesamtes Wertesystem, vor allem die Vorstellung von Sexualität und Liebesbeziehungen: Vom ersten Flirt bis zum Sexualakt sind die Rollen aufgeteilt in den aktiven Mann und die passive Frau.

Für Homosexualität ist in diesem Bild nicht nur kein Platz, sie würde den vorgegebenen Rahmen sprengen. Wenn zwischen zwei Menschen gleichen Geschlechts Sexualität möglich wäre, würde das ja bedeuten, daß Frauen nicht nur passiv und Männer nicht nur aktiv sein können. Dadurch würde der Mythos von der Rollenteilung zerstört. Da nicht sein kann, was nicht sein darf, werden Schwule kurzerhand für "weibisch" und Lesben für "vermännlicht" erklärt. Daß dieses Bild weiterhin im Widerspruch zur Aufteilung der Sexualrollen in aktiv und passiv steht, entspricht der Kurzsichtigkeit von Vorurteilen.

Homosexualität muß also tabuisiert oder abgewertet werden in einer Gesellschaftsform, die auf eine Aufspaltung der Geschlechtsrollen gegründet ist. Es ist nun aber keineswegs so, daß der Mensch eindeutig hetero- oder homosexuell geboren wird. Die Psychoanalyse, die sich sehr eingehend mit der sexuellen Entwicklung des Menschen befaßt hat, geht sogar davon aus, daß am Anfang dieser Entwicklung grundsätzlich die Bisexualität steht. Sie glaubt, daß sich erst durch äußere Einflüsse bei denen die vorhandenen Normen eine führende Rolle spielen, die Hetero- oder Homosexualität eines Menschen herausbildet. Für diese These spricht, daß Kinder in der Regel mit anderen Kindern beiderlei Geschlechts "Doktorspiele" haben, und daß auch später heterosexuell lebende Jugendliche mit gleichgeschlechtlichen Partnern onanieren. Auch die große Zahl von Personen, die bei anonymen Befragungen homosexuelle Kontakte oder Wünsche angeben, deutet in diese Richtung. Sicher ist jedenfalls, daß bisher trotz vieler Bemühungen kein genetischer Faktor als Ursache für Homosexualität nachgewiesen werden konnte, ebensowenig wie eine bestimmte Komponente in den Familienverhältnissen.

Auch die Aufteilung von "männlichen" und "weiblichen" Eigenschaften zwischen den Geschlechtern ist keineswegs angeboren, sondern wird über gesellschaftliche Regeln und Wertvorstellungen erzeugt. Kinder werden von Geburt an dazu erzogen, alles, was nicht der von ihrem Geschlecht erwarteten Rolle entspricht, zu unterdrücken: Ein Junge weint nicht, ein Mädchen klettert nicht auf Bäume. Die Erziehung setzt an den Verhaltensweisen der Kinder an, hinter diesem Verhalten stecken jedoch Gefühle, Wünsche und Ängste, die nicht einfach von außen "weggemacht" werden können. Wenn sich ein Kind einem Verbot beugt, indem es ein bestimmtes Verhalten nicht mehr zeigt, ist damit nicht automatisch das entsprechende Gefühl verschwunden. Es entsteht so ein innerpsychischer Konflikt, der gekennzeichnet ist durch einander widerstrebende Gefühle und Bedürfnisse. Z.B. löst das Gefühl eines Jungen, schwach zu sein und Schutz zu suchen, entweder Angst vor einer negativen Reaktion der Umwelt aus, oder – wenn die Normen der Umgebung schon verinnerlicht wurden, ein Schamgefühl darüber, daß er solche Regungen überhaupt verspürt. Der innere Konflikt um den es hier geht, wird dadurch gelöst, daß Mädchen und Frauen, Jungen und Männer ihre jeweils nicht dem herrschenden Bild entsprechenden Gefühle aus ihrer Wahrnehmung verbannen, sie also verdrängen.

Aber nicht nur durch direkte Ge- und Verbote werden eigene Anteile verdrängt: Jeder Mensch spürt von sich aus, was in seiner Umgebung für gut und schlecht gehalten wird, und versucht,

Konflikte schon im Vorfeld zu vermeiden, indem er nur das bei sich zuläßt, was mit den Normen konform geht, wofür er geliebt wird. Die verdrängten Anteile sind zwar unbewußt geworden, aber nicht verschwunden. Sie werden weiterhin versuchen, zu ihrem Recht zu kommen. Dies wird als Bedrohung erlebt. Weil diese Anteile nicht ins Selbstbild passen, würde ihr Bewußtwerden das psychische Gleichgewicht durcheinanderbringen. Der innerpsychische Konflikt würde wieder aufleben. Wenn die als verpönt empfundenen Gefühle für die Umwelt sichtbar würden, könnte auch der äußere, der interpsychische Konflikt von neuem entstehen.

Es gibt auch die Möglichkeit, Gefühle und Eigenschaften, die an der eigenen Person nicht wahrgenommen werden dürfen, auf andere Menschen zu projizieren, sie bei diesen statt bei sich zu erleben. So wie ein Kind, das etwas von den Eltern Verbotenes getan hat, behauptet und auch glaubt, ein anderes Kind hätte dies gemacht, so glauben und behaupten auch Erwachsene, daß jeweils Andere, Einzelne oder Gruppen, aggressiv, geizig, sexuell triebhaft usw. sind. Es ist nun für unser Thema aufschlußreich, daß den Homosexuellen diejenigen Attribute zugeschrieben werden, die nicht in das Bild eines "normalen" Mannes bzw. einer "normalen" Frau passen. Daß Homosexuelle diese Eigenschaften nicht tatsächlich haben, zeigt schon die Tatsache, daß die meisten im Alltag gar nicht als solche erkannt werden - also durchaus dem "normalen" Bild entsprechen. Es ist naheliegend, diese Zuschreibungen als Projektionen eigener Anteile im oben dargestellten Sinne zu verstehen. Der Homosexuellenhaß speist sich also nicht nur aus den eigenen latenten d.h. unterdrückten homosexuellen Gefühlen: Mit diesem Haß sind alle Gefühle, Wünsche und Ängste gemeint, die unterdrückt werden müssen, weil sie nicht in das Selbstbild eines "normalen" Mannes, einer "normalen" Frau passen. Sie werden den Homosexuellen zugeschrieben und in ihnen bekämpft. Dies ist der Grund dafür, daß auch Menschen, die ihre homosexuellen Gefühle nicht unterdrücken, also solche, die sich als homosexuell, schwul o.ä. bezeichnen, "homophob" sein können, wie wir später sehen werden. Je größer die Angst ist, "unnormale" zu sein und deshalb von der Umwelt abgelehnt zu werden, desto mehr muß alles "Unnormale" bekämpft werden. In der Vorstellung ist Homosexualität gleichgesetzt mit allem, was durch Normen als unmännlich bzw. unweiblich abgewertet wird. So entsteht der Gegensatz normal - homosexuell.

Der beschriebene psychische Vorgang ist sicher auch einer der Gründe für das gesellschaftliche Tabu, mit dem Homosexualität belegt ist. Homosexuelle dürfen - wenn überhaupt - nur in der dem Vorurteil entsprechenden Form wahrgenommen werden, sonst besteht die Gefahr, daß die Projektion zurückgenommen werden muß. Es gilt aber auch der Umkehrschluß: Wer nicht dem Klischee des echten Mannes entspricht, der muß schwul sein.

Trotz alledem spielt Homosexualität auch in unserer Gesellschaft eine große Rolle:

Homosexualität ist allgegenwärtig, aber sie darf nicht als solche bewußt werden. Die Möglichkeit der gleichgeschlechtlichen Objektwahl, zu der nach Freud alle Menschen fähig sind und sie im Unbewußten auch vollzogen haben, muß verdrängt werden. Wie alles, was ins Unbewußte verbannt wird, drängt jedoch auch die Homosexualität ins Bewußtsein zurück und bedroht das psychische Gleichgewicht. Über die Abwehr, die versucht, das Verdrängte unbewußt zu halten, werden Rituale geschaffen, die eine Befriedigung des tabuisierten Bedürfnisses ermöglichen, ohne daß dies bewußt wahrgenommen werden muß: So ermöglicht z.B. der Waschzwang, der dazu dienen soll, sich von der "schmutzigen" Lust reinzuwaschen, durch das ständige Befassen mit dem eigenen Körper und die mechanische Reizung genau das, was er bekämpft.

Auch in unserer Gesellschaft gibt es Rituale und Gelegenheiten, in denen die tabuisierte (v.a. männliche) Homosexualität sichtbar wird, und homoerotische Wünsche auf direkte oder voyeuristische Weise befriedigt werden. Im Sport, besonders in Mannschaftssportarten wie

Fußball dürfen sich Männer ungeniert und bejubelt umschlingen. Auf Volksfesten, in Bierzelten liegen sich Männer in den Armen. Klaus Theweleit hat in seinem Buch "Männerphantasien" gezeigt, welche Rolle die Verdrängung von homosexuellen Anteilen im Soldatentum spielt, und wie deren verquere Befriedigung u.a. in der Sprache der soldatischen Männer sichtbar wird (vgl. Theweleit 1986).

Es gibt noch eine ganze Reihe anderer Beispiele, doch scheint mir in den genannten das geheime Motiv am deutlichsten anzuklingen. Allerdings ist hier die Angst vor der Bewußtwerdung auch am größten: Nichts ist so gefährlich für Homosexuelle, wie als solche von einer Gruppe "echter Männer" erkannt zu werden. Der Sozialpsychologe Thomas Leithäuser schreibt: "Die Homosexualität unterliegt einem besonderen Tabu, von dem alle Menschen zu jeder Zeit betroffen sind, und dessen Verletzung für sie eine Verführung bedeutet, die sie aggressiv abwehren müssen. Die Stärke der Aggressivität, mit der diese Abwehr betrieben wird, deutet auf den Grad der Empfänglichkeit für die Verführung" (Leithäuser 1986, S.11). Und dieser Grad ist umso höher, je mehr die eigene Homosexualität Angst macht und abgewehrt werden muß. Freud hat gezeigt, wie Paranoia regelmäßig mit der Abwehr eigener homosexueller Wünsche einhergeht: "Ich liebe ihn ja nicht - ich hasse ihn ja - weil er mich verfolgt", ist der Erklärungsmechanismus, mit dem ein paranoider Mann die Liebe zu einem anderen Mann abwehrt (Freud 1911, S.187).

In diesem Sinn trägt jedes Verbot von homosexuellen Handlungen paranoide Züge, weil dahinter jeweils die Angst steckt, Homosexualität könne sich ausbreiten, "an die Macht gelangen", die Kinder könnten dazu verführt werden etc..

Die Angst vor der Ausbreitung von Homosexualität entspricht der Angst vor der Wiederkehr des Verdrängten. Diese Wiederkehr kann nur als Überwältigung phantasiert werden, eine Tatsache, die auf die bei der Verdrängung beteiligte innerpsychische Gewalt hinweist. Entsprechend werden die manifest Homosexuellen als Menschen erlebt, die sich "dem gleichgeschlechtlichen Verkehr ergeben" haben, die den Kampf verloren haben. Der "Damm" ist gebrochen (siehe oben).

Durch das Auftreten von AIDS erhielt die alte Vorstellung von Homosexualität als "Seuche" wieder neuen Auftrieb. Die Konfrontation mit AIDS bedeutet Konfrontation mit Homosexualität, da in der öffentlichen Meinung nach wie vor die Schwulen für das Auftreten von AIDS verantwortlich gemacht werden. Leo Bersani beschreibt einen Vorfall in Arcadia, einem Ort in Florida, bei dem aufgebrachte Bürger das Haus einer Familie in Brand steckten, deren drei bluterkranke Kinder sich mit HIV infiziert hatten. Der Bürgermeister der Stadt meinte in einem Interview mit der New-York-Times: "Zahlreiche Bürger der Stadt, darunter auch er selbst, seien der Meinung, daß mächtige Interessengruppen, allen voran die Führer der nationalen Schwulenbewegung die Regierung unter Druck gesetzt hätten, auf alle Maßnahmen zu verzichten, die erforderlich wären, um die Ausbreitung von AIDS einzudämmen" (Bersani 1988). Das Ganze kann folgendermaßen gedeutet werden: Das HI-Virus ist der Träger der homosexuellen Lust. Darum wollen die Führer der Schwulenbewegung, daß es sich ausbreitet. Wer, wie die drei Kinder, mit ihm in Berührung gekommen ist, ist von der Homosexualität angesteckt und kann diese selbst weiterverbreiten, darum muß er getötet (verbrannt) werden.

Gewalt als Versuch, den eigenen Konflikt zu lösen

Gewalt entsteht in Situationen, in denen die Gefahr besteht, daß die verdrängten, bzw. auf andere projizierten Anteile wieder als die eigenen erlebt werden. Das kann dann passieren, wenn diese unterdrückten Gefühle im Widerspruch zu einem konkreten Wunsch stehen: Ein Mann, der eine Frau sexuell begehrt, sich ihr aber gleichzeitig unterlegen fühlt und Angst vor ihr hat,

versucht diesen inneren Konflikt zu lösen, indem er diese Frau (oder eine, die in seiner Phantasie ihre Stelle vertritt) vergewaltigt. Er macht damit vor sich selbst seine Angst unsichtbar und projiziert sein Unterlegenheitsgefühl auf die Frau. Ein solcher innerer Konflikt kann auch reaktiviert werden, wenn etwas in der Umwelt an die verdrängten Anteile erinnert: Jemand, der einen Homosexuellen schlägt, tut das, weil dieser ein "starkes Gefühl" in ihm auslöst. Er versucht damit zu zeigen, daß er nicht homosexuell ist. Eventuell beweist er sich damit auch, daß die Schwulen "schwach und feige" sind, während er "stark und mutig" ist.

"Kein Mensch unterdrückt einen anderen, ohne gegen Teile seiner selbst Gewalt auszuüben" schreibt die Psychoanalytikerin Thea Bauriedl (1986, S.140). Äußere Gewalt ist immer Ausdruck der inneren Gewalt, wenn auch der Zusammenhang zwischen dem, was mit Gewalt verdrängt wird, und dem, wie die sichtbare Gewalt ausgeübt wird, nicht immer so deutlich ist wie in den o.g. Beispielen. In ihnen zeigt sich aber auch, wie durch die Gewalttat der verdrängte Anteil nicht nur bekämpft sondern auch befriedigt wird: Beim Orgasmus verliert der Vergewaltiger zumindest teilweise die "Gewalt" über sich selbst und damit über sein Opfer. Der "kleine Tod", wie die Franzosen sagen, hat immer etwas von Hingabe. Gewalttaten gegen Homosexuelle sind häufig von Schimpfworten begleitet oder werden in einer Sprache beschrieben, die nur als "sexualisiert" bezeichnet werden kann. Schilderungen der Tat gleichen häufig der Beschreibung eines gewalttätigen Sexualaktes. Auch stellt der Täter zum Opfer einen intensiven Körperkontakt her

Der Grund, warum in unserer Gesellschaft vorwiegend Männer körperliche Gewalt ausüben, liegt darin, daß es – im Sinne der eingangs beschriebenen Aufteilung der Geschlechtsrollen in aktiv und passiv – als normal angesehen wird, wenn Männer Konflikte auf diese Weise lösen. Mädchen werden dazu angehalten, auch im Falle eines Streites passiv zu bleiben, nachzugeben, Verständnis zu haben. Raufende Mädchen lösen Befremden aus. Hingegen gehören raufende Jungen zum alltäglichen Bild, sie werden toleriert - wenn nicht bewundert. Für Männer ist es normal, sich im Konfliktfall durchzusetzen, notfalls mit Gewalt. Sie empfinden es als unnormale und feige, als Niederlage, nachzugeben. Entsprechend reagieren sie auch auf ihre inneren Konflikte. Sie "verteidigen" ihr bewußtes Selbstbild, ihre Männlichkeit mit Gewalt gegen die - wie sie es erleben - Angriffe ihrer unmännlichen Gefühle.

Neuere gesellschaftliche Entwicklungen und zunehmende antihomosexuelle Gewalt

In jüngerer Zeit hat sich an den gesellschaftlichen Normen einiges geändert. Durch die Frauenbewegung ist auch die Männerwelt in Bewegung geraten. Die Frauen sind nicht mehr ohne weiteres bereit, die ihnen zugedachte Rolle zu spielen. Sie entdecken ihre "aktive" Seite, weil ihr Leiden an der Unterdrückung solcher Gefühle größer geworden ist als ihre Angst vor der Veränderung. Schon allein deshalb, weil die Frauen nicht mehr bereit sind, die komplementäre Rolle zu übernehmen, können auch die Männer ihre Rolle nicht beibehalten. Sie erfahren so fast zwangsläufig in ihren Beziehungen und Familien, aber auch im Arbeitsleben, daß die Welt nicht untergeht, wenn sie wie die Frauen "aus der Rolle fallen".

Ich glaube, daß diese Entwicklung auch ein wesentlicher Grund für die Beendigung des Wettrüstens und des Kalten Krieges war. Der Ausspruch von Franz-Josef Strauß "Lieber ein kalter Krieger als ein warmer Bruder" zeigt sehr deutlich die Ängste der Männer vor einer Veränderung ihrer Rolle. Jetzt nach dem Ende des Kalten Krieges stellen viele Männer fest, daß sie nicht zwangsläufig schwul werden, wenn sie nicht mehr kämpfen.

Diese Veränderungen, die zur Zeit mit den Rollen von Mann und Frau (und nicht nur mit diesen sondern z.B. auch in bezug auf alte Feindbilder) vor sich gehen, sind einerseits die Bedingung dafür, daß die eingangs genannten Tabus aufbrechen konnten. Andererseits lösen sie auch eine tiefe Verunsicherung aus, deren sichtbare Auswirkungen die steigenden

Scheidungszißern und die steigende Anzahl von Single-Haushalten sind. Viele Menschen versuchen dieser Verunsicherung zu begegnen, indem sie auf "bewährte" Rollen und Lösungsstrategien zurückgreifen. Wie wir gesehen haben, bedeutet das bei Männern erhöhte Gewaltbereitschaft.

Jugendliche sind von einem allgemeinen Wertewandel besonders hart betroffen. Ihre Suche nach Identität und einem Platz in der Gesellschaft wird erheblich erschwert, weil ihnen keine klaren Rollen angeboten werden, die sie entweder annehmen oder ablehnen könnten. Gleichzeitig hatten sie aber in ihrer Kindheit sehr wohl Kontakt mit alten Werten. Weil ihnen jedoch dann in der Phase des Erwachsenwerdens, des Ausprobierens von Rollen die Sicherheit fehlt, daß die alten Werte wirklich gelten, können sie sie nicht zum Zweck der Selbsterfahrung in Frage stellen. Ein Teil der Jugendlichen kann damit nur so umgehen, daß er diese Werte mit Zähnen und Klauen verteidigt, um überhaupt etwas zu haben, an das er sich halten kann. Alles, was sich mit diesen Werten nicht vereinbaren läßt, wird bekämpft, auch die eigenen Gefühle. In diesem Sinn sind männliche Jugendliche, die Schwule überfallen, keineswegs sicher, ob sie nicht doch "warme Brüder" werden, wenn sie nicht "kalte Krieger" sind. Und sie haben in der Regel niemanden, der ihnen bei der Verarbeitung solcher Ängste behilflich sein könnte. Durch die Tatsache, daß Homosexualität - nicht zuletzt durch AIDS - aus der gesellschaftlichen Verdrängung auftaucht, und Homosexuelle sichtbar werden, fühlen sie sich so bedroht, daß sie zuschlagen müssen. Sie fühlen sich ganz im Sinne von Freuds Theorie buchstäblich verfolgt.

Durch diese Überforderung, die der allgemeine Wertewandel bei vielen Menschen auslöst, kann ein Teil der Zunahme von Übergriffen auf Homosexuelle erklärt werden. Eine solche Erklärung beinhaltet die Hoffnung auf ein drastisches Absinken antihomosexueller Gewalt für den Fall, daß die Aufspaltung der Geschlechtsrollen dauerhaft überwunden und durch neue Werte ersetzt werden kann. Dann müßte Homosexualität nicht mehr als Bedrohung einer heterosexuellen Identität erlebt werden.

Wir kommen nun zu den **Auswirkungen**, die die Ablehnung all dessen, was mit dem Wort "schwul" oder "homosexuell" assoziiert wird, auf die Entwicklung einer schwulen Identität hat.

In der schwulen Beratung tauchen immer wieder schwule Männer auf, die weniger ein Anliegen als vielmehr eine Klage vorbringen: "Die schwule Szene ist so oberflächlich, ich kann damit nichts anfangen". Oder: "Warum wollen die Schwulen immer nur das eine?" Oder: "Warum müssen sich Schwule immer so affektiert benehmen?" Oder: "Ich bin ganz normal und ich möchte eine normale Beziehung zu einem Mann, der auch ganz normal ist, aber das kriege ich in der schwulen Szene einfach nicht. Wo muß ich denn hingehen, um so jemand kennenzulernen?" "Die" Schwulen werden als tuntig, treulos, oberflächlich falsch und sexbesessen erlebt. Charakteristisch ist ein unversöhnlicher Bruch zwischen den eigenen Wünschen, die als normal erlebt werden, und der schwulen Außenwelt, die als unfähig erlebt wird, diese - doch wohl legitimen - Wünsche zu erfüllen. Oft ist es die Einsamkeit, die solche Männer trotz ihrer Ablehnung alles Schwulen in die schwule Beratung führt. Aber sie wird vom Berater meist nur indirekt erschlossen, sichtbar und spürbar ist für ihn meist nur Ablehnung und Wut auf alles, was als schwul erkennbar ist.

Wie kommt es dazu, daß jemand seine homosexuellen Gefühle nur noch über die Abwertung anderer Homosexueller ausdrücken kann? Die Haltung solcher Menschen kann mit dem psychoanalytischen Konzept der Identifikation mit dem Aggressor beschrieben werden. es handelt sich dabei um einen Abwehrmechanismus, der es ermöglicht, die eigene Bedrohtheit nicht wahrnehmen zu müssen. Indem man sich mit den Normen dessen, der einem gefährlich werden kann identifiziert, verschwindet die eigene Schwäche und Angreifbarkeit aus dem Bewußtsein. In der Folge verschwindet auch die Eigenschaft, die die Aggression des Angreifers auf sich

hätte ziehen können. Sie ist nur noch bei anderen, den Angegriffenen sichtbar. Man selbst erlebt sich damit auf der starken und guten Seite. Im Falle der Homosexualität kommt noch etwas hinzu: Wenn sie nicht einfach zum Verschwinden aus dem Bewußtsein gebracht werden kann, dann muß eine Neubewertung stattfinden. Es ist nun nicht mehr die Homosexualität an sich, die abgelehnt wird wie dies oft bei Menschen, die sich als heterosexuell definieren, der Fall ist, sondern bestimmte Ausprägungen.

Wenn auch nicht so extrem wie bei den eben beschriebenen Klienten, findet sich der schon von Dannecker und Reiche in der großen Studie von 1974 beschriebene "Homosexuellenhaß der Homosexuellen", durchaus bei allen Schwulen. Das kommt daher, daß Entstehung der homosexuellen Identität immer entlang der Grenzen der gesellschaftlichen und familiären Vorurteile gegenüber Homosexualität verläuft. Auf der einen Seite dieser Grenze steht die totale Ablehnung bis hin zur Verdrängung homosexueller Gefühle, auf der anderen steht die Idealisierung der Homosexualität, die immer auch mit Ideologisierung einhergeht. Beide Standpunkte verhindern die Entwicklung einer tragfähigen schwulen Identität. Sie kann erst über die bewußte Auseinandersetzung mit der Ablehnung stattfinden. In dieser Auseinandersetzung wird klar, daß jeder schwule Mann diese Ablehnung verinnerlicht hat.

Der Ethnopsychoanalytiker Paul Parin hat beschrieben, welche Probleme beim Gewährwerden der eigenen Homosexualität auftreten können (vgl. Parin 1986, S.115 - 139). Er untersuchte Gemeinsamkeiten, die sich bei einem Vergleich von jüdischen und homosexuellen (jeweils männlichen) Analysanden ergeben hatten. "Alle, Juden wie Homosexuelle gaben mir zu verstehen, daß sie an einem angeborenen, nicht behebbaren «Defekt» litten" (ebd. S.124f), der ihr Selbstwertgefühl massiv beeinträchtigte.

Parin erklärt dieses Phänomen folgendermaßen: In der Adoleszenz, in der es darum geht, sich von der Familie zu lösen und sich der zunächst als fremd erlebten Außenwelt zuzuwenden, schwankt der Adoleszente normalerweise lange Zeit zwischen beiden hin und her. Er findet so zu seiner Erwachsenenidentität, die beides, das Familiäre und das Außerfamiliäre, integriert. Er schreibt:

"Bei Juden und Homosexuellen tritt regelmäßig eine besondere Störung der Adoleszenz ein. Beim Gewährwerden der homosexuellen Neigung und erst recht während des coming out, das bei meinen Analysanden ausnahmslos in den Jahren der Adoleszenz stattfand, gibt es kein vorübergehendes Zurück in die Familie. So, wie die Fremden mit offener oder versteckter, aber fühlbarer Ablehnung und Aggression gegenüber der Eigenart des jungen Mannes reagieren, erwartet er jetzt auch in seiner eigenen Familie als der Ausgestoßene oder Auszustößende behandelt zu werden. Die Befürchtung, die Erfahrungen «draußen» nun auch bei den Seinen zu erleben, ist so groß, daß sich eine Hemmung einstellt, als Homosexueller auch nur vorübergehend wieder Sohn sein zu dürfen.(...) Sobald man sich einmal versuchsweise von der Familie getrennt hat, scheint man sie gleichsam von Ferne, wie Fremdes wahrzunehmen. Von da an darf sich der Homosexuelle bis zum Eintritt in die Szene, die man als partielle Subkultur ansehen kann, nirgends mehr zugehörig fühlen" (ebd. S.128f).

Ähnlich ergeht es den Juden, deren außerfamiliäre Umwelt nicht-jüdisch ist. Wenn sie einmal draußen waren, sehen sie die Familie mit den Augen der bisher Fremden. Beide Gruppen erleben sich aufgrund ihres "Makels" als Fremde und können ihre Identität darum nicht durch spielerischen Wechsel zwischen "draußen" und "drinnen" entwickeln

Der "Makel", der es den von Parin beschriebenen Homosexuellen unmöglich macht, spielerisch Familiäres und Außerfamiliäres zu integrieren, betrifft ihre Identität. Identität entsteht über Identifikation und Abgrenzung. Parin schreibt: "Man braucht offenbar das Andere, Fremde, Nicht- Menschliche, um die eigene Identität abzugrenzen und zu festigen. (...) Durch die

Abgrenzung wird ein Projektionsfeld geschaffen, das es gestattet, die eigene Identität stärker, richtiger, besser zu erleben" (ebd. S.139).

Abgrenzung ist jedoch der zweite Schritt, der erste ist Identifikation; er ist der entscheidende, der Homosexuellen nur sehr begrenzt möglich ist. Das Gefühl: ich bin so wie... scheint mir das ausschlaggebende zum Aufbau einer Identität zu sein. Entsprechend entsteht die heterosexuelle Identität eines Jungen dadurch, daß er seine sexuellen Bedürfnisse dem anderen Geschlecht gegenüber auch bei Personen in seiner Umgebung wahrnimmt. Er entdeckt dadurch, daß er so ist, wie der Vater, der Bruder, der Mann im Fernsehen usw. und daß die positive Bewertung dieser Eigenschaft sorgt dafür, daß sie konfliktfrei in das Selbstbild aufgenommen werden kann.

Bei Homosexuellen stellt sich das Gefühl des "so wie" oft lange nicht ein, oder es wird zum Alptraum. "Ich hatte das Gefühl, ich bin der einzige auf der Welt, der so ist, ich war sehr einsam", ist ein Satz, der häufig zu hören ist, wenn Männer davon erzählen, wie sie merkten, daß sie homosexuell sind. Bei einigen ist es so, daß sie schon wußten oder ahnten, was es mit Homosexualität auf sich hat, etwa weil die Eltern sie vor "solchen Männern" gewarnt hatten, weil sie im Zusammenhang mit Straftaten davon gehört hatten, oder weil es jemanden gab, von dem man "es" wußte. In diesem Fall ist das Identifizieren der eigenen Sexualität mit einem Schock verbunden. Aber auch diejenigen, die sich mit ihren sexuellen Regungen alleine fühlen, spüren das Tabu, das diese Regung berührt und versuchen, sich nichts anmerken zu lassen. Trotzdem erleben sie sich auch innerhalb ihrer "peer-group" als "anders" und werden auch von dieser so erlebt, z.B. in der Kommunikation über Sexualität und im direkten Kontakt zu Mädchen.

Aus dem "so wie" wird ein "anders als". Die sexuelle Identität wird auf der bewußten Ebene zu einer gut abgegrenzten Leerstelle: Nicht so wie der Vater, aber auch nicht so wie die Mutter; anders als die Freunde und anders als die Helden in Filmen und Romanen. Ständig auf der Lauer nach etwas, womit die Leerstelle besetzt werden kann, ist der Homosexuelle sensibilisiert für sexuelle Zeichen in der Umgebung. Und da wird deutlich, wie sich heterosexuelle Identität aufbaut und erhält: Die Erotik zwischen Mann und Frau ist allgegenwärtig, im "wirklichen Leben" genauso wie in den Medien, selbst der einsame Held aus der Zigarettenreklame ist nicht anders als heterosexuell denkbar, eben weil sexuelle Orientierung und Geschlechtsrolle in unserem Bewußtsein nicht zu trennen sind.

Das Bild, das in unserer Gesellschaft von Homosexualität immer noch gezeichnet wird, entspricht dem, was auf sie projiziert wird: Eine normativ heterosexuelle Gesellschaft mit einer starken Trennung der Geschlechtsrollen kann sich männliche Homosexuelle nicht anders als als Karikaturen von Frauen vorstellen, und so ist das Bild, das dem Homosexuellen von ihm selbst entgegenprangt, häufig das der Tunte. Aber auch triebhaftes Verhalten, sexueller Mißbrauch von Kindern und Beziehungsunfähigkeit müssen jeweils außerhalb der "Normalität" dingfest gemacht werden und werden so in das Bild von Homosexualität gemalt.

Vor diesem Hintergrund wird auch klar warum viele Homosexuelle nicht nur nicht zu einer homosexuellen Identität finden sondern diese sogar fürchten. Der Wunsch, all das Abgewertete nicht zu sein, ist nur allzu verständlich. Weil aber kein Mensch mit einer nur über Abgrenzung definierten Identität leben kann, wird ein Homosexueller auf der Suche nach dem "so wie" zwangsläufig mit dem vorurteilsbestimmten gesellschaftlichen Bild von Homosexualität konfrontiert und es mehr oder weniger in seine Identität aufnehmen. Diesem Bild haftet immer auch seine Abwertung an, und sie macht den Homosexuellenhaß der Homosexuellen aus und die grundsätzliche Unsicherheit über die eigene Identität.

Diese Unsicherheit und dieser Selbsthaß können sich in vielen Varianten äußern, von der Ablehnung der Szene über die Beziehungskrise bis zum Streit von Dachverbänden. Die Gretchenfrage zur homosexuellen Identität scheint mir immer noch zu sein, ob Schwule "richtige" Männer sind und Lesben "richtige" Frauen – mit einem Wort, ob Homosexualität "normal" ist. Diese Frage lautet letztlich: Tunte oder Kerl? und führt immer noch viele schwule Männer auf direktem Weg in eine gesplante Identität. Es gab immer zwei Möglichkeiten die Macht des Vorurteils, Schwule seien weibisch, zu entkommen: Begreift man sich bewußt als Tunte, scheint einem zumindest die Aggression des Vorurteils nichts mehr anhaben zu können. Aber auch das Gegenteil, der Versuch, sich eine supermännliche Identität zu geben und sie – genau wie die Tuntigkeit – mit entsprechenden äußeren Attributen zu stützen schützt bis zu einem gewissen Grad vor der Verletzbarkeit und der Unsicherheit, die vom antihomosexuellen Vorurteil ausgehen. Daß sowohl Tunten wie auch Ledermänner bei "homophoben" Menschen Aggression und Angst aus lösen, beweist daß sie ins Schwarze des Homosexuellenhasses getroffen haben. Aber beide Identitäten resultieren aus dem gesellschaftlichen Klischee und sind gerade weil sie eine Reaktion auf das Vorurteil sind, an dieses fixiert. Wir erleben heute einen schwulen Männlichkeitskult, der sich in Muskeltraining und oftmals martialisch anmutender Mode äußert. Müßten nicht gerade wir aus unseren sexuellen Kontakten und Liebesbeziehungen wissen, daß Männer nicht nur hart sondern auch weich sind? All das scheint mir ein Indiz dafür zu sein, daß schwerer ist, zu einer schwulen Identität jenseits gesellschaftlicher Normen zu finden, als wir es möchten. Einfach nur ein Kerl zu sein, ist zu wenig, denn der Mann ist mehr, das wissen die Tunten. Aber er ist auch mehr als eine Tunte.

"Die emanzipatorische Veränderung nimmt ihren Anfang im Verzicht auf die Unterdrückung und Diffamierung der eigenen Wünsche. Wenn die eigenen Wünsche und die damit verbundenen Gefühle nicht mehr für falsch oder für schlecht gehalten werden, beginnt der Mensch, sich zunehmend mehr von seinen Bedürfnissen bestimmen zu lassen als von den Normen innerhalb und außerhalb seiner Person" (Bauriedl 1988, S.96f). Aus der Diskrepanz zwischen eigenen Bedürfnissen und Normen entsteht Leiden, das, wenn es nicht in Schuldzuweisungen erstarrt, zum Ausgangspunkt einer Veränderung wird. In diesem Sinn kann sich ein schwuler Mann eigentlich nur über die "Bewegung" zwischen den Polen der gesellschaftlichen Realität und der eigenen Bedürfnisse definieren. Eine positive Identität entstünde erst dort, wo zwischen beiden kein Widerspruch mehr wäre. Erst wenn Homosexualität ihren Platz in der Gesellschaft einnehmen würde und nicht mehr verdrängt würde, wäre es für Homosexuelle möglich, sich mit dem damit entstandenen Wert Homosexualität zu identifizieren. Um jedoch die Verdrängung aufzuheben, ist es nötig, daß die Homosexuellen sichtbar werden. Bisher trauen sich dies nur wenige, eben weil sie glauben, ihre mangelnde Identität durch erhöhte Anpassung an die "Normalität" kompensieren zu können.

Literatur:

- Becker, Sophinette (1987): Die Annahmen der eigenen Homosexualität. In: Jäger, Hans (Hg.): *AIDS. Psychosoziale Betreuung von AIDS- und AIDS-Vorfeldpatienten*. Stuttgart, New York
- Dannecker, Martin/Reiche, Reimut (1974): *Der gewöhnliche Homosexuelle*. Frankfurt a.M.
- Edinger, Manfred (1992): *Schwule Klatschen. Antihomosexuelle Gewalt aus der Sicht von Tätern, Opfern und Institutionen*. Erhältlich bei Regenbogen Bayern, Adlzreiterstr. 23, 80337 München
- Lorenzer, Alfred (1970): *Sprachzerstörung und Rekonstruktion*. Frankfurt a.M.
- Parin, Paul: (1986): Homosexuelle und Juden als Fremde. In: Parin, P./ Parin-Matthey, G.: *Subjekt im Widerspruch*, Frankfurt a.M.

